



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rose, Anton Heinrich: Carl Jentsch und die Grenzboten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Oktober sogar Sarraïl zum Oberbefehlshaber auch der griechischen Armee ernannt, der freilich Mitte Dezember von seinem Oberkommando abberufen und durch General Guillaumet ersetzt wurde. Gegen Ende Dezember erfolgte dann eine Zwangsmobilisierung, da nach dem Zusammenbruch der italienischen Frontfront (Ende Oktober) und dem Ausscheiden Rußlands aus dem Kriegsverbände der Entente griechische Truppen nicht nur zur Verstärkung der mazedonischen Front, sondern auch zum Ersatze englischer von den ägäischen Inseln zurückgezogener Besatzungstruppen dringend benötigt wurden. Doch scheint nach den bisher vorliegenden Berichten auch die Zwangsmobilisierung ein Fehlschlag gewesen sein, wie bei der von Veniselos selbst herbeigeführten völligen Zerrüttung der Armee kaum anders zu erwarten war. Jedenfalls hat Griechenland als militärischer Faktor im Weltkriege kaum noch eine wirkliche Bedeutung, mag Veniselos auch bei seiner Rundreise zu den Kabinetten der Entente, die er Ende Dezember unternahm, mit löblichen Worten das Gegenteil versichert haben, um die weitgehenden „Ansprüche“ Griechenlands zu begründen.

Wo aber ist in Griechenland das „Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen“ geblieben, das von den führenden Staatsmännern der Entente so oft feierlich verkündet worden ist?



Carl Jentsch und die Grenzboten

Von Dr. phil. Anton Heinrich Rose



er 8. Februar weckt für viele dieses Jahr im besonderen Sinne Gedanken der Trauer. Carl Jentsch, dessen fünfundsichtigsten Geburtstag ein großer Kreis von Verehrern und Freunden mit Wort und Tat der Liebe, Wertschätzung und Anerkennung zu verschönern gewillt gewesen — Carl Jentsch ist seit dem 28. Juli vorigen Jahres tot. Die Leser der „Grenzboten“ erinnern sich des Namens und des Mannes, der so außergewöhnlich vielseitiges Wissen besaß und darum so umfassende Kenntnisse zu vermitteln imstande war. Fast dreißig Jahre lang (genau 27 Jahre 5 Monate) ist er Mitarbeiter der „Grenzboten“ gewesen. Im Februar 1882 lief bei der Redaktion der „Grünen“, die damals in Leipzig unter Assistenz des bekannten Sprachdummheitenbekämpfers Dr. Wufmann vom Verleger Johannes Brunow selbst geführt wurde, ein Manuskript ein über die Lehre vom Staate. Der Verfasser war ein gewisser Jentsch, aus Reize D.-S., von dem man nichts Näheres wußte. Die Arbeit ging als unverwendbar zurück. Der Einsender aber war hartnäckig; er fragte nach dem Grunde der Ablehnung, den zu wissen für ihn von besonderer Bedeutung wäre, da er vor der Möglichkeit stünde, sein Brot durch literarische Tätigkeit erwerben zu müssen. Es handelte sich darum, ob der Aufsatz gerade nur für die „Grenzboten“ nicht paßte, oder ob er nach Form und Inhalt den Anforderungen einer angesehenen Zeitschrift so wenig genügte, daß dem Verfasser die Eignung zum Publizisten abgesprochen werden müßte. Welche Antwort Jentsch auf diesen Brief erhielt, wird leider nie festgestellt werden können; er hat aus verkehrter Rücksicht auf den Ordner seines literarischen Nachlasses alle Korrespondenz verbrannt bis auf wenige amtliche Schreiben der kirch-

lichen Behörden und — übrigens hochinteressante Mitteilungen aus der Kulturkampfzeit von dokumentarischem Wert. Vielleicht hatte man ihm in der Überbürdung des Tagesgeschäftes zu antworten vergessen oder dieses nicht für nötig befunden, denn erst sieben Jahre später, am 26. Februar 1889 wiederholte Zentsch seinen Versuch und sandte eine kleine pädagogische Glosse an die „Grenzboten“. Er hatte 1882 das altkatholische Pfarramt definitiv aufgegeben und die Redaktion der „Reiher Presse“ gegen 1000 Mark Jahresgehalt übernommen. Seine in kein Parteischema passende Eigenart führte mit Notwendigkeit zu Differenzen, und so sah sich Zentsch 1888 gezwungen, sein Heil als freier Schriftsteller zu versuchen. Er hatte Glück. Das Schweidnitzer „Schlesische Tageblatt“ verpflichtete ihn gegen ein Fixum von 800 Mark jährlich als Leitartikler. Der Existenzgrundstock war gelegt. Zudem eröffneten sich auf die verschiedensten Anfragen hin weitere Artikelabsatzgebiete, darunter als wichtigstes: die „Grenzboten“. Zentschs lakonische Anfrage mit der Unterschrift: „Carl Zentsch, Schriftsteller (Frei resignierter Pfarrer, was ich nicht der Adresse wegen, sondern nur zur Information anmerke)“, erweckte Interesse; seine pädagogische Glosse wurde genommen, ein zweiter Beitrag dergleichen. Ihm folgte die Aufforderung, mehr zu senden, denn er wäre anscheinend der geborene Grenzbotenmitarbeiter. „Diese erste Karte“, schrieb Zentsch 1906 in seinen Erinnerungen an Johannes Grunow, „habe ich oft und lange angeschaut, nicht bloß, weil sie mir eine hoffnungsschwere, frohe Botschaft brachte, sondern auch, weil mich die Schriftzüge erfreuten; langgezogene, feine Haarstriche, kräftige kurze, steile Grundstriche, ein edler Schwung sagten mir: das ist ein klarer, fester, zuverlässiger Mann, und dabei ein Mann, der das Schöne liebt.“ Zentschs Vertrauen zu diesem sympathischen Menschen ging von vornherein sehr weit; er scheute sich nicht, in einem Briefe vom 16. September 1889 unter freimütigster Darlegung seiner bisher vergeblichen Versuche bei dem ihm noch fremden Verleger anzufragen, wo und wie er sein umfangreiches Manuskript „Des letzten Römerzuges welt-historische Bedeutung“ anbringen könnte. (Der ihm erteilte Rat, sich an Habel in Berlin zu wenden, ist erfolglos geblieben, bezugleich noch weitere Bemühung. Die Handschrift fand ich im Manuskriptnachlaß unveröffentlicht vor.) Grunow vergalt Gleiches mit Gleichem. Es ist außerordentlich reizvoll, in dem leider nur einseitig vorhandenen Briefwechsel zu verfolgen, wie trotz der Verschiedenheit der Charaktere und vieler Ansichten, die beiden geistreichen, für das Schöne, Gute und Wahre gleichermaßen kämpfenden Männer den Weg zur Freundschaft fanden. Grunow erschloß sich zuerst, nach einer Bemerkung von Zentsch, in dessen schon erwähnten Erinnerungsartikel; Zentsch antwortete mit einem humoristischen Selbstporträt und malte ebenso lustig aus, wie er sich Grunow und dessen treuen Mitarbeiter, Dr. Wustmann, in der Phantasie vorgestellt hätte, um schließlich am 22. November 1890 freudig in die ihm von Johannes Grunow dargebotene Freundeshand einzuschlagen. — Diese persönliche Freundschaft zu dem Verlegerredakteur wurde für Zentschs Mitarbeit an den „Grenzboten“ maßbestimmend.

Die soziale Frage nimmt in seinen Arbeiten den größten Raum ein. Sozialpolitische Aufsätze aus seiner Feder haben, wie Zentsch selbst in einem Briefe vom 10. August 1891 andeutet, die „Grenzboten“ in den Verdacht gebracht, sozialdemokratische Ziele zu verfolgen. So urteilen konnte freilich nur Oberflächlichkeit bzw. böser Wille. Johannes Grunow charakterisierte das Streben seiner Zeitschrift (im Jubiläumshft, Jahrg. 1891, Nr. 40) als ein Bemühen, „dem Menschen die äußeren Bedingungen eines echt menschlichen Daseins zu sichern und dessen Grundlagen, wo sie zerstört oder abhanden gekommen sind, wiederherzustellen.“ Christliche Gesinnung der Bruderliebe war das Motiv bei Grunow, der gleichwohl dem Unternehmerstandpunkte nicht untreu wurde; christliche Gesinnung war auch Zentschs Beweggrund, der aus ärmlichen Verhältnissen stammend und als ehemaliger katholischer Geistlicher die Not des Lebens kannte und mit den Bedrückten mitzufühlen vermochte, wie kaum einer. Die Sozialdemokratie galt ihm aber keineswegs als die berufene Retterin aus dem Elend. Wohl sollte, nach ihm, das Heil vom Volke selber kommen, wie der noch kraftvolle kranke Körper nur aus sich selbst zu gesunden vermag, nachdem ihm

der Arzt Mittel und Weg gewiesen, d. h. die Bemühungen des Volkes zum Besseren, die Eigenhilfe durch den Zusammenschluß in Verbänden sind gut und nützlich. Doch das „utopische“ Kommunismusziel der Sozialdemokratie galt ihm für verfehlt. Wie das im einzelnen gedacht war, führte eine Artikelreihe aus unter dem Titel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ (Jahrg. 1892, IV). Die Aufsätze erregten großes Aufsehen und wurden darum noch vor dem Abschluß der Serie in der Wochenschrift als Buch ediert (bei Fr. Wilsch. Brunow, Leipzig 1893, erschienen). Eine Ergänzung erfuhren sie durch „Neue Ziele, neue Wege“ (Jahrg. 1894 I, als Broschüre im gleichen Jahre veröffentlicht). Jentsch vertrat darin die Ansicht, der kapitalistische Großbetrieb bleibe für alle Zeiten unausschaltbar, nur müsse er sich beschränken und dürfe vor allen Dingen der Landwirtschaft nicht die Wurzeln ihrer Kraft rauben. Des Volkes Wohlsein ruhe auf einem blühenden Bauernstande. Dieser solle geschützt und gefördert werden, insbesondere durch innere Kolonisation, für die Gebiete im Westen des Russenreiches dereinst als notwendiger neuer Boden erworben werden müßten. Da die Russen die Kornkammer Europas verkommen ließen, sei es unsere Pflicht, welttrettend einzugreifen, mit friedlicher Durchdringung oder — Waffengewalt. Feindschaft werde darum möglicherweise entstehen zwischen dem Zarenreich und Deutschland, Freundschaft sei deshalb zu suchen bei dem europäischen Westen, Frankreich und England. Diese seine „Lieblingsschrulle“ (so nannte er sie selbst) hat Jentsch wieder und wieder in den „Grenzboten“ und anderwärts verbreitet, noch zuletzt im Jahrg. 1915, I: „Der Feind im Osten“, 1916, III: „Wo liegt unser Kolonialland?“ und endlich, eingestellt auf das nicht mehr zaristische Rußland der Gegenwart, 1917, II: „Friede und Bündnis im Osten“.

— Neben der vernünftigen binneneuropäischen Kolonisation galt Jentsch als ein weiteres wichtiges Hilfsmittel zur Lösung der sozialen Frage die allgemeine eindeutige Verständigung über die vielsinnigen nationalökonomischen Begriffe. Er suchte sich und anderen Klarheit zu verschaffen, indem er alle ihm nur erreichbare volkswirtschaftliche Literatur durchstudierte und die Grundgedanken seiner Lektüre in sehr lehrreichen Referaten für die „Grenzboten“ zusammenfaßte. So erörterte er z. B. im Jahrg. 1893 die Währungsfrage, im Jahrg. 1894 das Eigentum, im Jahrg. 1895 das Kapital. Das Endergebnis dieser Studien war die im besten Sinne des Wortes populäre „Volkswirtschaftslehre“. Der Verlag Neubauer, Köln, hatte bei Jentsch angefragt, ob er ihm nicht ein nationalökonomisches Handbüchlein schreiben wollte; Brunow wurde durch den Freund natürlich sofort von der Anfrage benachrichtigt und griff seinerseits die Idee eifrig auf. Gemäß einer Postkarte vom 30. August 1894 sollte das Werkchen Ostern 1895 erscheinen, es dauerte aber bis Jahreschluß. Seitdem sind 32000 Exemplare vertrieben worden, und eine neue (vierte) Auflage, die Jentsch noch selbst vorbereitet und um einen die Kriegsverhältnisse berücksichtigenden Abschnitt vermehrt hat, wird in Kürze zur Ausgabe gelangen.

— Jentschs Standpunkt gegenüber Bestrebungen, die die soziale Frage anders als er lösen wollten, näherte sich damals dem des evangelisch-sozialen Kongresses der neunziger Jahre. Ihm war die Sozialdemokratie nicht „ein Gemisch von Verrücktheit und Niedertracht, sondern ein notwendiges Erzeugnis wirtschaftlicher Zustände und weltbeherrschender geistiger Strömungen“, wie er bei Gelegenheit selbst schrieb. Und die „Grenzboten“ teilten diese seine Ansicht. Als eine Antwort an die Adresse der „Schlesischen Zeitung“ führten sie im Leitartikel des 48. Heftes vom Jahre 1895 aus: „Das also ist unsere Stellung zur Sozialdemokratie. Anstatt in das Geschrei einzustimmen: schlägt sie tot!, sagen wir: nein, laßt euch von ihr informieren und lernt, was ihr zu tun habt, um sie durch gründliche Änderung der Lage unseres Volkes verschwinden zu machen.“ Und darum fanden die „Grenzboten“ sich stets bereit, „den Finger auf Wunden im öffentlichen Leben zu legen, auf Mißstände aufmerksam zu machen, heilsame Anregung zu geben“, unter dem Gesichtspunkte, daß es an der Zeit wäre, für die Vernünftigen aller Parteien, jegliches Sonderinteresse beiseite zu stellen, und sich ohne Feindschaft, Haß oder Voreingenommenheit zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden.“ (Zoh. Brunow im Jubiläumsheft.) Das traf Jentschs Art und Wollen. Er charakte-

rifiert sich in dieser Hinsicht treffend in den „Wandlungen“ (II. Band S. 181): „Ich leide an einer lebhaften Sympathie mit allen Leidenden, die sich aus meinen Lebenserfahrungen zur Genüge erklärt, und an einem so reizbaren Gerechtigkeitsgefühl, daß mich jede Ungerechtigkeit, die ich erfahre, halb rasend macht.“ So erhob er denn seine Stimme zur Schulreform (Jahrg. 1890, I), trat in einem längeren Aufsätze für „Die Wünsche des höheren Lehrerstandes in Preußen“ ein (1890, IV), äußerte sich in „Gegen den Polizeistaat“ über das Vereinsrecht (1890, IV), übte in „Was wir von den Zulucaffern lernen können“ herbe Kritik an unserem Volkswirtschaftsbetriebe (1890, IV), brandmarkte den Mißbrauch der hypnotischen Suggestion (1890, I) oder fand endlich kräftige Worte des Tadelns für die vernunftwidrige Weise, mit der manche Gerichtshöfe am Buchstaben des Gesetzes festkleben, in den „Betrachtungen eines Laien über unsere Rechtspflege“ (1894, II; als Broschüre im gleichen Jahre erschienen). — Die „Grenzboten“ waren konservativ und fortschrittlich zugleich. Sie räumten mit unvernünftigem Altem radikal auf, sie ließen aber vernünftige Tradition nicht antasten. Auch das entsprach Zentschs Auffassung, der bekanntlich mit seinen Ansichten zwischen zwei Stühlen zu sitzen pflegte,*) freilich stets mehr links tendierend, worin der konservative Verlegerfreund das zweckmäßige Gegengewicht bildete. Manchmal wurde jener allerdings von dem temperamentvollen Freiheitsmanne mit fortgerissen und druckte Beiträge ab, von denen Zentsch in seiner Grunow-Erinnerung schrieb: „Ich habe in den „Grünen“ so manches aussprechen dürfen, was kein anderes bürgerliches Organ aufgenommen hätte“ („Grenzboten“ 1906, Heft 18). Dafür dankte er dem Freunde in seinen Briefen häufig um so inniger, als er wußte, daß dieser um seinerwillen manchen alten Freund verlor (etwa nach Brief vom 31. Januar 1892: Prof. B.), weil man nicht verstand oder nicht wahr haben wollte, daß ihm Vaterlandsliebe die Feder führte. Und doch war es so. Im Leitartikel des 45. Heftes des Jahrgangs 1895, den er zur Abwehr von Angriffen gegen die „Grenzboten“ mit Grunow gemeinsam verfaßte, schrieb er: „Deshalb, weil wir die Liebe zum Vaterlande so tief fassen, daß wir für unseres ganzen Volkes Wohl erglühen, ihm in allen seinen Schichten die freie Entwicklung seiner herrlichen Gaben wahren wollen, möchten uns die mit den Vaterlandslosen zusammenwerfen, die nur . . . die Clique lieben, der sie angehören. Weil wir die Deutschen weder mannmännlich entarten, noch proletarisch verkommen lassen wollen, erregt unsere Sprache die Furcht und den Haß derer, die den Patriotismus nur für die Gebildeten und die Reichen in Anspruch nehmen möchten“. Die „Grenzboten“ waren eben, was sie heute noch sind, national ohne parteiliche Bindung. Daran änderte nichts, daß Zentsch bereits vom Oktober 1891 ab halb und halb Ressortredakteur spielte (Grunow schickte ihm Manuskripte zur Durchsicht und Bearbeitung) und vom 18. August 1894 ab regelmäßig jede Woche sein „Sprüchel“, so nannte er es, für die Rubrik „Maßgebliches und Unmaßgebliches“ beitrug. Herausgeber und Mitarbeiter einigten sich stets auf das, was ihnen gemeinsam richtig schien. Das war nur in einem einzigen Falle schwierig. Grunow begeisterte sich für Bismarck, Zentsch stand diesem achtungsvoll-kritisch gegenüber. Die „Grenzboten“ traten seit 1880 mit Überzeugung für die Politik Bismarcks ein, gerade in jener Zeit, als er den heftigsten Befehdungen ausgesetzt war; sie hatten schwer zu kämpfen und mußten Haß und Hohn ertragen. Sie vertraten natürlich auch Bismarcks Polenpolitik. Da konnte Zentsch nicht mitgehen. Er sah durch Bismarck die Germanisierung scheitern, die unter Ledochowsky, der den Posener Pfarrern das Politisieren austrieb, nach Zentsch, im besten Zuge gewesen war. Ihm galt der Sprachenerlaß nur als unerfreuliche Ursache fremdvölkischen Hasses. Doch erkannte Zentsch das Große

*) Im Briefe vom 8. Oktober 1893 erzählt er von einem bekannten demokratischen Politiker, daß dieser ihn seiner Sympathie versichert habe, obgleich er (Z.), als Stockkonservativer im konträrsten Gegensatz zu ihm stünde. Zentsch hat sich darüber halb tot gelacht und dem Herrn postwendend mitgeteilt, daß er, der angeblich stockkonservativ, augenblicklich in Gefahr sei, wegen allzu demokratischer Gesinnung die Mitarbeiterchaft am „Schlesischen Tageblatt“ und der „Lübecker Eisenbahnzeitung“ zu verlieren.

und Bedeutungsvolle am Reichskanzler voll und ganz an, ja er hatte sich sogar eine Zeitlang von ihm mit Fortreisen lassen, wie er selbst berichtet in den bereits genannten „Wandlungen“ (seiner ebenso interessanten wie unterhaltamen Autobiographie, die unter dem Titel „Wandlungen des Ich im Zeitenstrom“ 1894, III bis 1896, I anonym erschien und ab 1897, I weiter geführt wurde in mehreren Teilen: „Jenseits der Mainlinie“, „München und Konstanz“, „Religionsunterricht“, „Endlich den Beruf gefunden“. Die Buchausgabe, — bei Fr. Wihl. Grunow, Leipzig 1896 und 1905, — in 2 Bänden, enthält noch zur Ergänzung Aufsätze über Nietzsche aus dem Grenzbotenjahrgang 1898, Bösen aus dem Jahrg. 1900, sowie über Gilly aus dem gleichen Jahrgang). Zentschs kühlkritische Stellungnahme kam der Objektivität der „Grenzboten“ aber doch zugute. Wie hätten sie sonst schreiben können (Jahrg. 1895, IV): „Es ist uns leid als alten Bismarckianern und den treuesten Bismarckianern, es auszusprechen, aber wir sagen es: daß wir uns für bismarckisch halten mehr als jeden, der jetzt auf seinen Namen pocht, wenn wir uns seitab stellen von — seinen Leuten. Eins steht uns eben höher als alles andere, als alte Liebe und altes Vasallentum, das sind Kaiser und Reich“.

Die im vorstehenden geschilderte rege politische und volkswirtschaftliche Mitarbeit erschöpft bei weitem nicht den geistigen Anteil Carl Zentschs an den „Grenzboten“. Schon die Themen zeigen — wie bereits angedeutet wurde — den ganzen vielseitigen Zentsch. Geschichte, Philosophie, Psychologie, Kirche und Konfession, Kunst und Literatur wurden nicht weniger als die Politik gepflegt. Die große Aufsatzreihe „Geschichtsphilosophische Gedanken“ zog die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die „Grenzboten“, freilich hauptsächlich erst durch die Buchausgabe, die Johannes Grunow zu des Verfassers Überraschung zu unternehmen vorschlug. Zentsch — in seiner Bescheidenheit — begriff ihn nicht, wie er sich selbst darum bemühen könnte, „reingelegt“ zu werden. Er war sehr skeptisch wegen des Erfolgs und machte aus, falls der Absatz nicht die honorarfreie Zahl überschritte, er doch wenigstens eine (!) Mark erhalten sollte, soviel gedächte er nämlich auf einen guten Schluß zu Ehren seines ersten „Kindes“ anzuwenden. (Brief vom 26. Mai 1892.) Das Buch hat 1903 die zweite Auflage erlebt. — Plato, Giordano Bruno, Pascal, Leibniz, Kant, Hegel, Herbart, Spencer, Nietzsche, Eduard von Hartmann, Wundt erfahren mehrfach eine Interpretation durch Zentsch, sowie die naturphilosophischen Systeme etwa Haeckels und anderer. Dabei spielten eine bedeutsame Rolle biologische Fragen, auf die Zentsch durch E. von Hartmanns „Irrtum und Wahrheit im Darwinismus“ geführt worden war. Jahrelang hat er philosophische und psychologische Neuerscheinungen in den „Grenzboten“ besprochen. Ja, sogar ein philosophisches Märchen hat Zentsch geschrieben: „Somunculus und Herr Nemo“ (Jahrg. 1891, III). Es ist dies eine treffliche Satire auf den Materialismus, die Zentschs eigene Meinung von seiner Unfähigkeit, novellistisch schaffen zu können, in etwas Vügen straft. Die kleine Geschichte ist ebenso amüsanter, wie fesselnd zu lesen. — Von dem Riesenstoffgebiet der Historie besaß vornehmlich sein Interesse: das römische Reich, das Mittelalter, die florentinische Geschichte und die Zeit der Reformation*). Die Vorliebe für die Reformationszeit gründet sich natürlich auf den Bildungsgang des ehemaligen Pfarrers, der der alten Kirche untreu geworden, Wege zum Besseren suchte. Vom ersten Bande der Mitarbeit an bis 1912 hat er in den „Grenzboten“ religiöse, konfessionelle

*) Hier sind unter anderen zu nennen die Abhandlungen: „Der Untergang der antiken Welt“ (Jahrg. 1896, I), „Der Römerstaat“ (1899, II—IV), „Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich“ (1901, I), „Eine Kulturgeschichte des Römerreiches“ (1905, IV), „Die Sklaverei bei den antiken Dichtern“ (1894, I u. II; enthalten mit dem eben genannten „Römerstaat“ in dem 1900 erschienenen Werke: „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum“), „Geschichtsphilosophische Gedanken“, Teil 10 u. 11 (1893, III), „Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte“ (1897, I), „Mittelalterliches Bauernleben“ (1898, III), „Eine Geschichte von Florenz“ (1897, I).

Fragen vielfach erörtert*). Seine Stellung zu dem Buche der Bücher, dessen wunderbarer Entstehung er mehrere Aufsätze des 1898er Jahrganges (I) widmet, kennzeichnen folgende, auch für den Menschen Zentsch charakteristische Worte (Seite 598):

„Aber wenn man, wie ich, allen Autoritäten den Rücken gefehrt, mit den Dogmen gebrochen, alle angelernten Meinungen und alles Anempfundene ausgefegt und beschloffen hat, ein Narr auf eigne Faust zu sein und niemandem zu folgen als der Stimme der eigenen Natur und Vernunft, und wenn man dann beim Bibellefen das Buch weder langweilig noch dumm findet, sondern erst seinen wahren Wert und seine ganze Größe entdeckt, dann hat man den Beweis in den Händen, daß sie nicht ein Buch ist wie andere Bücher“. — „Konfession und Wirtschaftsleben“ (1907, III) deutet auf das national-ökonomische Interesse von Carl Zentsch zurück. Die Jesuitenfrage, in der er — Gegner aller Ausnahmegefetze — Aufhebung des Ausschlusses der Jesuiten aus Deutschland forderte, erfuhr durch ihn eine vielseitige Erörterung, sowohl in historischer als auch in politischer Beziehung**. Auch für ausgesprochene Catholica fand sich Raum, z. B. „Katholische Belletristik“ (1899, I) oder „Die katholische Moral“ (1903, I), wie ja die „Grenzboten“ dem Katholizismus von jeher objektiv gerecht und keineswegs ablehnend gegenüber gestanden haben. Sie fanden sich in dieser Objektivität mit Zentsch zusammen, der die drei christlichen Konfessionen für völlig gleichberechtigte Ausgestaltungen des einen Christentums hielt. Daß sie sich gegenseitig als solche anerkennen möchten, war sein sehnlichster Wunsch***). Der evangelische Bund wie die Katholikentage wurden, als diesem Gleichberechtigungsfreben abhold, von Zentsch bekämpft, wodurch den „Grenzboten“ Begnerschaft von zwei Seiten erwuchs. Sie haben sie im Bewußtsein des rechten Weges geruhig ertragen.

Die christliche Religion ist im tiefsten Wesen Ethik. Grunow wie Zentsch waren echt christliche Naturen. Die ethischen Fragen besaßen darum ihr volles Interesse; ich nenne einen Beitrag für mehrere: „Gibt es einen sittlichen Fortschritt und worin besteht er?“ (1890, III). Moralische Ansichten und Maxime bedingten auch Zentschs Stellungnahme zur Kunst. So bestritt er in „Das Theater als Kirche“ (1908, IV) wohl keineswegs die häufige didaktische Wirkung guter dramatischer Dichtung, doch wäre diese niemals vergleichbar mit der des Gottesdienstes, und nie würde das Theater die Kirche ersetzen können. Von berühmten Dichtern fesselte ihn am meisten Ibsen, dessen Lebenswerk er zahlreiche Aufsätze gewidmet hat (vgl. Jahrg. 1900, II—IV; 1906, 1908, 1910), freilich mehr von dem philosophischen als von dem künstlerischen Gehalt angezogen und zur Kritik gereizt. Grunow forderte den Freund gelegentlich auf, auch die Rezension rein belletristischer Sachen zu übernehmen. Beim ersten Male holte er sich eine Absage. Zentsch meinte, seine Stellungnahme würde der der lesenden Köchin gleichen, die sich die Hände reibt, wenn ein Dubschlag glückt, die jubelt, wenn sie sich kriegen, die weint, wenn der Held allzu Schweres erdulden muß und die die Faust ballt gegen jeden Quälgeist ihres Romanliebblings. Na, und das würde wohl kaum die richtige Einstellung für einen Grenzboten-

*) Historisch bzw. philosophisch geben sich „Hellenentum und Christentum“ (1901, IV und 1902, I—IV; in Buchform 1903), „Der Sinn des Christentums“ (1900, I), „Die christliche Mythik und die Religion der Zukunft“ (1904, III), „Das Heidentum in der römischen Kirche“ (1890, III), „Kirche und Staat in Frankreich“ (1908, I), „Katholizismus und Kultur“ (1912, IV). Das Kirchendogma erfährt eine kritische Würdigung (1902, I) desgl. Zälibat, Brevier, Messstipendien und Klosterwesen (1905, IV). Reformbestrebungen finden ein verständnisvolles Eingehen (1899, IV; 1906 I usw.).

***) Es seien erwähnt: „Zur Jesuitenfrage“ (1893, II u. III), „Die Mission der Jesuiten in Paraguay“ (1893, IV), „Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik“ (1905, I), „Die Jesuiten in Deutschland“ (1908, I).

****) In diesem Sinne wirken will die aus dem Manuskriptnachlasse von mir edierte Broschüre: „Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll“ (1917 bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, erschienen).

literaturrichter sein. (Brief vom 22. Februar 1892.) Später hat Zentsch freilich dem Freunde den Willen getan, aber nur selten, wenigstens insofern man die Gesamtzahl der von ihm in den „Grenzboten“ besprochenen Bücher, die die 2000 übersteigt, in Betracht zieht. Endlich gehörten zu seiner Grenzbotenbeitragsdomäne die Referate über biographische Werke*).

Wenn auch im vorstehenden nur andeutungsweise mitgeteilt werden konnte, inwieweit Carl Zentsch an dem reichen geistigen Gehalt der „Grenzboten“ Anteil hatte — etwa 500 größere und 600 kleinere Abhandlungen stammen aus seiner Feder — so wird man doch nach allem Bisherigen ohne weiteres verstehen, daß Verleger und Mitarbeiter sich wechselseitig zu größtem Dank verpflichtet fühlten. Zentsch sprach das mehrfach öffentlich aus und hob stets hervor, wie hoch er es bewertete, für die „Grenzboten“ tätig sein zu dürfen, nicht etwa nur um des materiellen Vorteiles willen (sie boten ihm jahrzehntelang die Hälfte seines Einkommens); er kannte und schätzte sie seit fast 40 Jahren, ehe er selbst für sie schrieb und hatte viel aus ihnen gelernt. Auch erkannte er willig an, durch Dr. Wustmanns Mühewaltung seinen Stil verbessert zu haben. Er war nach eigener Angabe bei Beginn seiner Publizistik recht unbeholfen gewesen im Finden der Worte, die seinen Gedanken treffend entsprachen. Manchmal lag eine Arbeit acht Tage im Schubfach und wurde täglich mehrmals hervorgezogen, um die letzte und immer wieder die „letzte“ Fassung zu erhalten. (Brief vom 15. Dezember 1891.) In seiner Grunow-Erinnerung schrieb er: „So hat mir erst Grunow zu einer anständigen und verhältnismäßig gesicherten Existenz verholfen, hat mich durch den Verlag meiner Bücher im Publikum bekannt gemacht, und ohne die reiche Fülle von Rezensionsexemplaren, die mir von den „Grenzboten“ in regelmäßigen Abständen zugehen, wäre meine Schriftstellerei in einer aller literarischen Hilfsmittel entbehrenden Kleinstadt gar nicht möglich.“ — Ähnlich äußerte er sich in den „Wandlungen“ (II, S. 171).

Als Johannes Grunow am 1. April 1906 starb, war das natürlich ein schwerer Schlag für Zentsch; er verlor nicht nur den Freund, sondern mußte auch darum tragen, eine liebgewordene Stätte für die Verbreitung seiner Ideen zu verlieren. Jedoch trat keine Änderung ein, wenn auch naturgemäß der persönliche Zusammenhang lockerer wurde. Als 1910 die „Grünen“ nach Berlin übersiedelten, hatte Zentsch bereits einen Wirkungskreis gefunden, der seine Arbeitskraft im hohen Maße in Anspruch nahm: im September 1909 erhielt er die Aufforderung des Kommerzienrats Meyer, Leipzig, für dessen Versicherungsblätter „Nach Feierabend“ und „Der Volkshort“ fortlaufend Beiträge zu liefern. Der Vertrag kam bald zustande und alle Sorge war damit behoben. Diese neue Mitarbeit beanspruchte viel Kraft und Zeit, dazu traten immer häufiger Anforderungen der verschiedensten Wochen- und Monatschriften, insbesondere nachdem Zentschs achtzigster Geburtstag und die Ehrenpromotion durch die Breslauer Universität seinen Namen in aller Mund gebracht hatte. So konnte der Alte von Reize den lieben „Grünen“, denen er bis zu seinem Tode in unverbrüchlicher Treue anhing, nur noch seltener etwas senden. Er glaubte sich auch überdies (nach einem Briefe vom 21. Oktober) längst zu deren Leserkreis restlos ausgesprochen zu haben. Doch er ward trotzdem bei den „Grünen“ nicht vergessen. Sie schrieben zu seinem achtzigsten Geburtstage:

„Wir ehren uns, wenn uns der 8. Februar ein Fest bedeutet, da achtzig Jahre starker Lebensarbeit eines Tapferen sich vollenden.“ (Zahrg. 1913, I.) Zum jetzigen Herausgeber der Grenzboten, den Zentsch schon seit längeren Jahren persönlich kannte und für dessen Auffassungen über Rußland und Polen er sich ganz besonders interessierte, ist er bis zum Tode in freundschaftlichen Beziehungen geblieben.

Carl Zentsch ist auch heute nicht vergessen, da wir rückschauend Totengedenken begehen, und er wird auch in Zukunft den „Grenzboten“ unvergessen bleiben.

*) Als interessanteste dieser kleinen Monographien seien hervorgehoben: „Cicero“ (1909, I), „David Friedrich Strauß“ (1908, I), „Tereza de Jesus, Johann vom Kreuz“ (1908, II), „Overbeck und Riessche“ (1908, III), „Berta von Suttner“ (1909, I), „Der alte Sartor“ (1893, II).